

Besprechungen

Klaus Beck

Das Mediensystem Deutschlands

Strukturen, Märkte, Regulierung

Wiesbaden: Springer VS, 2018. 2. überarb. und akt. Aufl. – 402 S.

ISBN 978-3-658-11778-8

Auch wenn die Medienstrukturforschung in der deutschen Kommunikationswissenschaft manchmal einen schweren Stand hat: Klaus Beck legte 2018 nicht nur die Neuauflage seines wichtigen Lehrbuchs „Das Mediensystem Deutschlands“ vor, sondern er betonte auch gleich auf den ersten Seiten, dass Lazarsfeld und Merton bereits 1948 Medienstrukturen als zentralen Gegenstand des Faches begriffen.

Die aktualisierte Neuauflage bleibt ihrem Vorgänger im Aufbau grundsätzlich treu. Nach einer theoretischen Aufarbeitung des Begriffs des Mediensystems und der Entwicklung von Analysekr Kriterien widmet sich der Autor dem medienpolitischen Rahmen, zentralen Infrastrukturen, verschiedenen Medienindustrien sowie Veränderungsprozessen, die das deutsche Mediensystem betreffen. Dabei wird das Buch dem Anspruch des Autors gerecht, nicht nur eine beschreibende Medienkunde mit Daten und Fakten vorzulegen, sondern das Mediensystem Deutschlands theoriebasiert und systematisch zu analysieren.

Im einführenden Theoriekapitel betont Beck den Mehrwert eines pragmatischen Systembegriffs und er definiert Medien als „offenes, dynamisches, interdependentes und differenziertes System“ (S. 9), das über Leistungen und Funktionen mit anderen Systemen und der Gesamtgesellschaft in einem Wechselverhältnis steht. In Anlehnung an Pross und Saxer liegt der Fokus dabei auf sekundären und tertiären Medien, die technisch basierte Zeichensysteme sind, die auf spezifische Weise organisiert sind und soziale Institutionen begründen. Medien sind also mehr als nur Technologie und Zeichensysteme, sondern erstens auch Organisationen, die in ein organisationales Feld eingebettet sind. Allerdings bedient sich Beck bei der Analyse von Medienorganisationen insbesondere bei Ansätzen des Medienmanagements und fokussiert so auf Wertschöpfungsketten, Geschäftsmodelle, Kernkompetenzen und Core Assets. Das breite Spektrum an Organisationstheorien hingegen findet kaum Beachtung. Und zweitens sind Medien auch Institutionen, die die Gesellschaft und die in ihr statt-

findende Kommunikation prägen. Dabei unterscheidet der Autor aber nicht durchgängig zwischen den Eigenschaften von Medien als Institutionen und der Institutionalisation von Medien. Als Ergebnis dieser theoretischen Fundierung von Medien und Mediensystem legt Beck dann Analysekr Kriterien vor, um das deutsche Mediensystem hinsichtlich seiner Organisations- und Institutionsweise systematisch zu betrachten.

Das zweite Kapitel stellt den normativen Rahmen des deutschen Mediensystems dar (insbesondere Grundrechte und Grundrechtsschranken), bevor sich Kapitel 3 mit den Infrastrukturen des Mediensystems (Nachrichtengagenturen, Pressestellen und PR-Agenturen, Werbe- und Mediaagenturen sowie Telekommunikationsnetzen und -diensten) auseinandersetzt. Dieser Blick auf Infrastrukturen ist besonders lohnenswert, da diese „Vorleistungen“ für die Produktion von Publizistik in der Diskussion häufig vergessen werden.

Mit über 250 Seiten bildet das vierte Kapitel, das sich verschiedenen Medienindustrien widmet, das Kernstück des Buches. Entlang der theoretischen Differenzierung in Zeichensysteme, Organisationen und Institutionen behandelt Beck die publizistischen Medien Buch, Zeitungen und Zeitschriften, Film, Radio und Fernsehen sowie Onlinemedien. Dabei erschließt sich nicht, weshalb neben den kontinuierlich produzierten publizistischen Medien auch Buch und Film, nicht aber Musik und Games Berücksichtigung finden.

Für jede Industrie werden Wertschöpfungsketten, Geschäftsmodelle (inkl. Erlös- und Kostenstrukturen), Medienpolitik und -regulierung, Marktstrukturen (inkl. Medienkonzentration) und aktuelle Entwicklungen behandelt. Das Lehrbuch erfüllt damit auch den Zweck als Nachschlagewerk, um aktuelle Daten über das deutsche Mediensystem schnell ausfindig machen zu können. Das Kapitel überzeugt durch den klaren Aufbau und die gelungene Darstellung. Schade ist aber, dass die im Theoriekapitel erarbeiteten Analysekr Kriterien jeweils sehr kurz abgehandelt werden. Auch wird industrieübergreifenden Entwicklungen wie etwa der multimedialen (oder diagonalen) Konzentration wenig Raum gegeben.

Veränderungsprozesse, die das deutsche Mediensystem betreffen, werden im fünften Kapitel diskutiert. Dabei werden die Folgen von Digitalisierung, Kommerzialisierung, Internationalisierung und des Trends zu Media Governance auf Makro-, Meso- und Mikroebene behandelt.

Das Schlusskapitel schließlich bietet eine gelungene Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse und erlaubt so einen schnellen Überblick über die Merkmale des deutschen Mediensystems.

Mit der Neuauflage seines Buches zum Mediensystem Deutschland legt Klaus Beck eine gehaltvolle, übersichtliche, systematische und aktuelle Übersicht vor, die nicht nur eine wichtige Informationsquelle darstellt, sondern durch ihre theoretische Fundierung auch die Medienstrukturforschung bereichert. Für eine Festigung der Strukturperspektive in der Kommunikationswissenschaft leistet er damit einen wichtigen Beitrag.

Manuel Puppis

**Ricarda Drücke / Elisabeth Klaus / Martina Thiele / Julia Elena Goldmann (Hrsg.)
Kommunikationswissenschaftliche Gender Studies**

Zur Aktualität kritischer Gesellschaftsanalyse

Bielefeld: transcript, 2018. – 308 S.

(Reihe: Critical Studies in Media and Communication)

ISBN 978-3-8376-3837-0

Mit diesem Sammelband blicken die Herausgeberinnen Ricarda Drücke, Elisabeth Klaus, Martina Thiele und Julia Elena Goldmann auf den kommunikationswissenschaftlichen Zweig der Gender Studies. Die Beiträge geben einen breitgefächerten Überblick, der sowohl aktuellen Arbeiten in dem Bereich als auch der Lehrenden dienlich ist. Einerseits werden die grundlegenden Theoriedebatten der kommunikationswissenschaftlichen Gender Studies thematisiert, andererseits zeigen Medienanalysen die praktische Anwendung. Dabei versucht der Sammelband nicht nur aktuelle theoretische wie methodische Herausforderungen zu benennen, sondern bietet auch inspirierende Lösungsversuche, die über den Forschungszweig hinausweisen.

Der Sammelband kommt dabei feministischen Forderungen nach einer grundsätzlichen Diskussion über erkenntnistheoretische Herausforderungen und dem Potenzial kritischer Wissenschaft nach. So hat die theoretische Auseinandersetzung mit der Geschlechtskategorie die Binarität des Konzeptes grundlegend hinterfragt und damit zugleich die empirische Forschung insgesamt herausgefordert, die mit ihrem positivistischen Grundverständnis stets auf der Ebene der Erscheinungen ansetzt. Diese

grundlegende erkenntnistheoretische Kritik wirft konzeptionelle wie empirische Fragen auf: Wie kann eine antikategoriale Wissenschaft aussehen? Wie kann die Reproduktion von Stereotypen in der Forschung verhindert werden (vgl. S. 13)? Es sind diese, aus der feministischen Theorie ins Fach getragenen Debatten, genauso wie die zahlreichen weiteren mutigen, interdisziplinären Anleihen der hier versammelten kommunikationswissenschaftlichen Forscher*innen, die diesen Band für die gesamte Kommunikationswissenschaft relevant machen.

Im ersten Teil des Bandes wird grundlegend über die Möglichkeiten von Kritik nachgedacht. Das Kapitel spiegelt die Suche nach einer kritischen Haltung für die Reflexion der Gegenwart, die auch das Unsichtbare, die strukturell bedingten Unmöglichkeiten mitzudenken und „neue, demokratische Räume auszuloten“ vermag (S. 15). Prominent beginnt dieser Teil mit dem grundlegenden Text *Was ist Kritik?* von Sabine Hark. In ihrem stark verdichteten Theorieaufsatz antwortet die Autorin bezeichnend auf Butler auf die grundlegende erkenntnistheoretische Herausforderung der Gender Studies, eine theoretische wie empirische Alternative zur positivistischen Forschung zu entwickeln. Zunächst theoretisiert sie Macht, Wissen, Sein und Tun als einen Nexus, konzipiert also Vergesellschaftungs- und Denkformen als Teil desselben Herrschaftszusammenhangs. Anschließend stellt sie das Denken des Möglichen zentral. Das heißt: „Die Welt also nicht nur zu bedenken, wie sie ist und vorgibt, unabänderlich nur so sein zu können, sondern sie zu denken wie sie sein *könnte*“ (S. 41, Herv. i. O.).

Zu nennen ist hier außerdem Tanja Maiers Beitrag zur Sichtbarkeitspolitik. Sie knüpft an Hark an, in dem sie den Fokus auf das „Anderwerden des Aufgeführten“ legt (S. 80 bezeichnend auf Seier). Deutlich wird, wie dem Sichtbarwerden und dem Sehen je Machtstrukturen eingeschrieben sind. Das Konzept der Sichtbarkeit bereichert die Repräsentationsforschung, da es seinen Fokus auch auf das Unsichtbare zu lenken vermag, ein bisher blinder Fleck der Journalistik.

Im zweiten Teil des Buches widmen sich die empirischen Beiträge *neuen und alten gesellschaftlichen Geschlechterdiskursen* und konstatieren u. a. eine Diskurserweiterung im anti-feministischen Spektrum, wie der Beitrag von Liesa Herbst eindrücklich aufzeigen kann. Ihre Analyse von fünf ausgewählten Sachbüchern zeigt, dass Re-Biologisierungen stattfinden, was bei der Auswahl der Bücher jedoch zu erwarten war. Der spannendere Teil ihrer Arbeit

macht sichtbar, *wie* durch diese Re-Biologisierungen Vorstellungen einer natürlichen bzw. biologisch determinierten Geschlechterdifferenz reproduziert werden. Hervorzuheben ist weiterhin die tiefgründige theoretische Einführung in die speziellen Dynamiken neuer Öffentlichkeiten im Internet von Ricarda Drüeke, Dorina Pascher und Corinna Peil und ihrer anschließenden Untersuchung der Argumentationsstränge bzw. thematischen Schwerpunkte österreichischer Geschlechterdebatten im Netz.

Im dritten Teil des Buches suchen die Autorinnen nach Möglichkeiten der Teilhabe und Intervention in Medienpraxen. Besonders inspirierend ist dabei der Aufsatz von Elisabeth Klaus, welcher die Rolle von Kunst- und Kulturproduktionen für die Gesellschaftsanalyse, -kritik und demokratischen Wandel untersucht. Exemplarisch kann Klaus verdeutlichen, wie kritische Kunst- und Kulturproduktionen in Selbstverständigungsprozesse der Gesellschaft intervenieren können. „Sie sind damit ein notwendiger und integraler Bestandteil von Protestöffentlichkeiten, die die herrschende Ordnung in Frage stellen, destabilisieren und neue Repräsentationspolitiken erproben“ (S. 182).

Der vierte Schwerpunkt liegt auf Konstruktionen sozialer Ungleichheit in unterhaltenden Medienangeboten. Brigitte Hipfl verbindet in ihrem Aufsatz zwei Ansätze mit großem Potenzial für die kommunikationswissenschaftliche Geschlechterforschung. Einerseits setzt sie sich mit Prekarität und Prekarisierung auseinander und trägt damit fruchtbare Debatten von Butler, Athanasiou, Lorey und anderen ins Fach. Außerdem benutzt Hipfl das Konzept kollektiver Gefühlsstrukturen und versteht damit den *Tatort*, von dem sie eine Folge exemplarisch untersucht, als „kulturelles Forum“, welches „spezifische Gefühlsstrukturen zum Ausdruck bringt“ (S. 241).

Vom Geleitwort der Salzburger Landesrätin Martina Berthold (GRÜNE), die sich „noch entschiedener als vor einigen Jahren“ eine Feministin nennt, bis zu den Reminiszenzen, die mit einem Essay von Gertrude Joch Robinson aus dem Jahr 1994 die Traditionslinien der Geschlechterforschung aufzeigen, ist dieser Sammelband relevant und aktuell, dabei leidenschaftlich, ja in Teilen sogar persönlich und vor allem interventionistisch, kämpferisch, notwendig! Das lesenswerte Buch wird von der Reihe *Critical Studies in Media and Communication* herausgegeben. In dieser Reihe beschäftigen sich Autor*innen seit 2009 mit der Frage, wie sich gesellschaftliche Dominanzverhältnis-

se in Medienkulturen reproduzieren, aber auch damit, wie diese verschoben oder unterlaufen werden können.

Shari Adlung

Gregory Ferrell Lowe / Hilde Van den Bulck / Karen Donders (Hrsg.)

Public Service Media in the Networked Society

RIPE@2017

Göteborg: Nordicom, 2018. – 265 S.

(Reihe: RIPE Reader)

ISBN 978-91-87957-73-4

Mit dem vorliegenden Band ist die achte Ausgabe der Reihe „RIPE Reader“ erschienen. RIPE ist die Bezeichnung für „Re-Visionary Interpretations of the Public Enterprise“, wobei „Public Enterprise“ im Wesentlichen mit öffentlichem Rundfunk gleichgesetzt ist. Die Buchreihe, die alle zwei Jahre auf Grundlage einer Konferenz erscheint, hat den Anspruch „a primary source for analysis, insight and critical discourse“ auf diesem Themengebiet zu sein.

Um es vorwegzunehmen: Der Band vermag diesen Anspruch vollumfänglich einzulösen. Dies ist dem Umstand geschuldet, dass die Herausgeberinnen und Organisatoren der Konferenz es wiederum geschafft haben, namhafte Forscherinnen und Forscher (hauptsächlich aus dem europäischen Raum) zu versammeln, welche sich mit Zustand, Entwicklung und gesellschaftlicher Wirkung des öffentlichen Rundfunks befassen.

Der gewählte thematische Schwerpunkt des vorliegenden RIPE-Bandes ist „Netzwerkgesellschaft“. Dieser Themenfokus vermag unterschiedliche Assoziationen auszulösen, die in den einzelnen Beiträgen denn auch behandelt werden: „Social Media“, soziale Beziehungen und die Netzwerkgesellschaft, wie sie als soziotechnische Gesellschaftsanalyse v. a. von Castells und Benkler vorgelegt wurde.

Die bei vielen Leserinnen und Lesern momentan stärkste Assoziation des Titels mit „Social Media“ wird in mehreren Beiträgen auf unterschiedliche Art und Weise thematisiert. Die Auswirkungen der veränderten Marktstrukturen für öffentliche Rundfunkorganisationen durch die immer stärkere Nutzung von „Social Media“ thematisieren u. a. Rotermund, der radikal neue strategische Konzepte fordert, oder Murdock, der dafür plädiert, dass der öffentliche Rundfunk „digital commons“ schaffen soll, die digitalen Zugang zu kulturellen Werken auf nichtkommerzieller Basis ermöglichen. Dies

zieht auch Herausforderungen bei der Distribution der Inhalte nach sich (Michalis). Dass das veränderte Nutzungsverhalten (noch) nicht zwingend zur Ablehnung der normativen Idee und der Angebote des öffentlichen Rundfunks führen muss, belegen Reiter et al. Zudem ist es diesem Organisationstyp durchaus gelungen, Innovationen einzuführen, z. B. über den Einsatz von „Social Bots“ als Wahlhilfe (Sørensen/Hutchinson), moderierte Debatten über die kontroversen Themen Islam und Immigration (Hjarvard) oder neue Formen der Kollaboration auf einer Plattform für Kinder (Dhoest/Te Walvaart). Allerdings werden solchen Innovationen wegen regulatorischer Einschränkungen im Gefolge des „neoliberalen“ Politikparadigmas (Goodwin) oder beschränkter Ressourcen gerade in den kleinen Märkten mit Minderheitensprachen (McElroy/Noonan) oft (bewusst) medienpolitische Grenzen gesetzt.

Schweizer und Puppis rufen im theoretischen Teil ihrer ländervergleichenden Studie das Paradigma der Netzwerkgesellschaft als Analysefokus für soziale Beziehungen des öffentlichen Rundfunks zu verschiedenen Gesellschaftsbereichen und damit zu unterschiedlichen Stakeholdern in Erinnerung. Wie solche Beziehungen in unterschiedlichen politischen und wirtschaftlichen Kontexten ausgestaltet sind, zeigen die Beiträge von Muñoz Saldaña/Azurmendi Adarrage über die Einbettung des spanischen öffentlichen Rundfunks in eine Multilevel-Governance oder von Wauters/Raats zur Bedeutung des flämischen Pendants für das gesamte „media ecosystem“.

Nicht nur für Leserinnen und Leser mit Interesse an Medientransformation ist der Beitrag von Marko zur Entwicklung des öffentlichen Rundfunks in den Ländern des Westbalkans von Relevanz: Ruft er doch in Erinnerung, dass eine gesellschaftliche Debatte über die leitenden Werte hinter dem öffentlichen Rundfunk von zentraler Bedeutung für dessen Stabilität ist. Die Rolle von zivilgesellschaftlichen Vereinigungen in verschiedenen Ländern thematisiert Horz. Eine Aufarbeitung der Gesellschaftskonzepte von Castells und Benkler mit Interpretationen, die für die eigene Arbeit anregend sind, legen van den Bulck et al. sowie Goodwin vor.

Dieser lediglich summarische Überblick über die Beiträge dürfte deutlich machen, dass die Autorinnen und Autoren das Thema „Netzwerkgesellschaft“ auf je unterschiedliche Art und Weise aufgreifen, dies jedoch nicht genutzt wird, um eine gemeinsame, integrative Perspektive auf dieses Thema zu entwickeln. Diese Schwäche, die dem Format „Sammel-

band“ jedoch inhärent ist, lässt sich zugleich auch als Stärke auffassen: Sie ermöglicht die Behandlung einer Vielfalt an aktuellen und relevanten Perspektiven auf den öffentlichen Rundfunk.

Matthias Künzler

Literatur

- Benkler, Y. (2006): *The Wealth of Networks: How Social Production Transforms Markets and Freedom*. New Haven, CT: Yale University Press.
 Castells, M. (2011): *The Rise of the Network Society*. London: Wiley & Blackwell.

Michael Oswald / Michael Johann (Hrsg.) Strategische Politische Kommunikation im digitalen Wandel

Interdisziplinäre Perspektiven auf ein dynamisches Forschungsfeld
 Wiesbaden: Springer VS, 2018. – 337 S.
 ISBN 978-3-658-20859-2

Mit dem vorliegenden Sammelband „Strategische Politische Kommunikation im digitalen Wandel“ präsentieren die beiden Herausgeber *Michael Oswald* und *Michael Johann* auf rund 340 Seiten ein kompaktes Werk, das antritt, einen Überblick über die Auswirkungen der Digitalisierung auf die strategische Politische Kommunikation zu geben. Gerade in Zeiten, in denen die öffentliche Debatte über den vermeintlichen Einfluss digitaler Kampagnen, Kommunikationsstrategien und Wahlkampfpraktiken auf politische Entscheidungsprozesse mitunter hysterisch geführt wird, ist ein Beitrag, wie ihn der vorliegende Sammelband leistet, von gesteigertem Wert.

Anhand aktueller Untersuchungen unternehmen die Herausgeber eine interdisziplinäre Bestandsaufnahme, die Perspektiven aus den folgenden Fachrichtungen zusammenführt: Politik-, Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. Diese Auswahl erfolge, „da weder die Kommunikationswissenschaft ohne politische Inhalte, noch die Politikwissenschaft ohne Ansätze und Methoden der (empirischen) Kommunikationsforschung eine valide Analyse der strategischen Politischen Kommunikation leisten kann.“ (S.2) Zusammengeführt auf drei Analyseebenen (Mikro, Meso und Makro) zeichnet die Textauswahl ein vielschichtiges Bild aktueller Fragen und Herausforderungen des Feldes.

Gut die Hälfte der insgesamt 14 Beiträge thematisiert dabei die Rolle unterschiedlicher sozialer Medien im politischen Kontext. Ange-

sichts der Schlüsselrolle, die Facebook unter den sozialen Medien für die politische Kommunikation in der Praxis einnimmt, ist die starke Fokussierung auf Facebook in den Beiträgen nachvollziehbar. Darüber hinaus halten die 14 Einzelbeiträge stets die Balance zwischen den genannten Fachgebieten und gehen dabei auch über die Grenzen der drei Fächer hinaus – etwa mit dem Beitrag von *John Robertson* zu Prospect Theory, Loss Aversion und Wahlbeteiligung. Des Weiteren finden sich sowohl theoriegeleitete Beiträge zu Wählermobilisierung und Wahlforschung als auch eher praktisch orientierte Beiträge zu kommunikativen Strategien im öffentlichen Diskurs sowie angewandter Wahlkampf- und Kommunikationstechniken (etwa *Raabe; Kruschinski & Haller; Rauscher*).

Im einleitenden Kapitel nehmen die Herausgeber zunächst eine Annäherung an den Begriff der Politischen Kommunikation vor, die dem Leser gleichermaßen die Komplexität und die damit verbundenen Schwierigkeiten einer konkreten Begriffsdefinition vor Augen führt. Zwar erleichtern die einführenden Worte den Einstieg in die Folgelektüre, allerdings wäre eine stärkere Herausarbeitung der Strategie-Dimension Politischer Kommunikation wünschenswert gewesen. Doch dazu später mehr.

Bewertet am eigenen Maßstab, wonach der Sammelband die Veränderung der strategischen Kommunikation im politischen System auf den Ebenen der individuellen (Mikroebene), der institutionellen (Mesoebene) und der systemischen Anpassung (Makroebene) fokussiert, ist das vorliegende Werk gelungen. Die Beiträge halten weitestgehend die Waage sowohl zwischen den genannten Disziplinen als auch hinsichtlich der Analyseebenen. Was jedoch auffällt, ist die stellenweise Blutarmut des Strategie-Begriffs. Es versteht sich von selbst, dass bei einem Sammelband kein einheitliches Verständnis von Strategie möglich bzw. sinnvoll ist. Gerade deshalb aber verpassen die Herausgeber hier eine Chance, nämlich durch die Vielfalt der versammelten Autoren eine gezielte Annäherung an den Strategie-Begriff in der Politischen Kommunikation unter Einfluss der Digitalisierung vorzunehmen.

Für ein Werk, welches im Titel bereits die strategische Dimension Politischer Kommunikation hervorhebt, hätte der Strategie-Aspekt kommunikativer Handlungen m. E. in der Textauswahl noch intensiver bearbeitet und diskutiert werden können. Vor diesem Hintergrund sind die Beiträge von *Johann, Conroy & Vaughn, Johann et al.* sowie *Fürst & Oebmer* hervorzuheben, da sie sich entsprechend ihres jeweiligen Analysefokus dezidiert mit dem

Strategie-Begriff auseinandersetzen. Insbesondere zum Zusammenspiel zwischen unterschiedlichen Medienformen und den Bestrebungen unterschiedlicher Akteure, Öffentlichkeit zu erlangen, wären sowohl theoriegeleitete Beiträge als auch Texte aus der (Wahlkampf)-Praxis eine gelungene Ergänzung gewesen, um dem Titel des Sammelbandes noch besser zu entsprechen.

Die Abwesenheit eines Glossars oder Stichwortregisters schmälert den praktischen Nutzen des Buches insofern, als dass der Zugang zu spezifischen Fragen unnötig erschwert wird. Gerade im Hinblick auf die doch überwiegend praxisorientierte Zielgruppe (Politik- und Kommunikationswissenschaftler, Politik-Journalisten, Politikberater und -strategen, politische Akteure) wäre ein entsprechend niedrigschwelliger Zugang zu konkreten Aspekten konsequent gewesen.

Für den Lehrbetrieb bietet die dargebotene Textauswahl ein umfangreiches Reservoir, um in Seminarform unterschiedliche Aspekte der Politischen Kommunikation zu beleuchten. Die Erfahrung in der Lehre an der Universität Hamburg zeigt, dass insbesondere die Aktualität der Beiträge sowie der Praxisbezug bei Studierenden der Politikwissenschaft (B.A.) positiv bewertet werden. Abschließend kann der vorliegende Sammelband vor allem denjenigen Wissenschaftlern empfohlen werden, welche für ihre Arbeit im Forschungsfeld komprimierte Impulse aus Deutschland sowie aus dem englischsprachigen Raum suchen.

Bendix Hügelmann

Dean Vuletic

Postwar Europe and the Eurovision Song Contest

London/New York: Bloomsbury Academic 2018. – 272 S.

ISBN 978-1-4742-7626-9

„Although it was always more of a symbol rather than a catalyst for political change, the ESC’s constancy has made the contest an ideal eye for taking a synonymous, broad view’ of the developments in the history of postwar Europe that magnifies the interconnectedness between the citizens, cultures and states. All of which has made the ESC the concert of Europe of the postwar era.“ (S. 216)

Obwohl der Eurovision Song Contest (ESC) – der dereinst, seit seiner Gründung im Jahr 1956, als Grand Prix Eurovision de la Chanson in das kulturelle Gedächtnis eingegangen ist –

heute das einzige gemeinsame alljährliche Live-Fernseheseignis (eines mittlerweile für den Wettbewerb um Israel und Australien erweiterten) Europas ist, gibt es immer noch relativ wenige Forschungsarbeiten zur Thematik. Die wenigen wissenschaftlichen Studien, die sich neben den zahlreichen oft mit Liebe zum Detail recherchierten populären Kompendien und Fanprodukten auf dem Buchmarkt und online finden lassen, reklamieren für sich zumeist Pioniercharakter, so die erste Dissertation zur Thematik von Wolther 2006, das erste einschlägige internationale Forschungsnetzwerk mit Sammelbandpublikationen (Fricker/Gluhovic 2013) und auch das erste universitäre Seminar zur Thematik von Vuletic, dem Autor der vorliegenden Monographie.

Obwohl aus einem spezifischen Forschungsprojekt (*A History of Europe through Popular Music*) an der Universität Wien erwachsen, hat sich Dean Vuletic, seines Zeichens Historiker für Zeitgeschichte, sehr zugunsten der Lesbarkeit dazu entschieden, nicht zu viele Endnoten und Querverweise in seine Monographie einzubauen. Stattdessen kann er sich auf seine tiefgründige Kenntnis des Gegenstands und der europäischen Geschichte ebenso verlassen wie auf seine überaus überzeugende und ebenso weitsichtige Interpretation der kulturellen Zusammenhänge. Sein Fokus liegt dabei auf den großen, globalen Entwicklungslinien der europäischen Geschichte, nicht auf der Musik- oder Mediengeschichte, der Kulturtheorie oder Sozialpsychologie. Detailuntersuchungen, die sich entweder aus selbst gesichteten Archiv- und Quellenmaterial bzw. selbst durchgeführten Umfragen und Interviews oder aus medienwissenschaftlichen Deutungen der Inszenierungen, Handlungen und Beiträge ergeben, fehlen somit allerdings völlig. Das Gesagte kommt als Behauptetes daher und vermag den Leserinnen und Lesern eher Denkanstöße zu vermitteln als eine Argumentationslinie wissenschaftlich zu untermauern.

Irritierend mag der Titel des für eine Studie zum ESC erstaunlich spärlich bebilderten und ohne Statistiken und Tabellen daherkommenden Buches anfänglich wirken, zumindest von einer deutschen Rezeptionsperspektive aus, in der das Nachkriegseuropa zwar die Phase des Kalten Krieges, nicht aber bis über den Fall der Mauer oder gar das Hier und Heute umfasst. Vuletic hingegen parallelisiert europäische Geschichte mit der Historie des Wettbewerbs, nimmt eine stark institutionengeschichtliche Perspektive ein, die sich die Eurovision und die europäischen Organe vornimmt, ohne jedoch sich selbst theoretisch zu verorten.

Insgesamt rekurriert er nur selten auf kulturtheoretische Erklärungsmodelle oder benennt Interpretationen anderer Forscherinnen und Forscher. Vielmehr möchte er in seiner Studie den ESC einbinden in „cultural, economic and political international relations“ (S. 8). Das was er sagt, kommt jedoch mit großer Überzeugung und Weitsicht daher, zumindest für bereits vorgebildete Rezipienten oder ESC-Kenner. Zudem füllt Vuletic eine Lücke zur osteuropäischen Rezeption des ESC, die bisher in der Forschung tatsächlich sehr geringe Beachtung gefunden hat. Die Zusammenhänge zu politischen Institutionen wie Europarat, European Broadcasting Union, der Internationalen Fernmeldeunion ITU und dem vormaligen Hörfunk- und Fernsehverband Osteuropas, der OIRT, sind sehr erhellend.

Das Buch gliedert sich chronologisch in zwei Großkapitel, wobei das erste den ESC im Kalten Krieg fokussiert, das zweite die Phase von 1990 bis 2016. Die Lektüre der insgesamt fünf Kapitel und der *Conclusion* führt insofern ein in die Geschichte des Wettbewerbs und macht mit allen zentralen Problembereichen vertraut, ohne sich zu sehr mit faktischen Banalitäten aufzuhalten. Vuletic verortet den Beginn in die diplomatische Geschichte des Nachkriegseuropas und weist auf die weltgeschichtlichen Zusammenhänge der Musik-Kultur hin. Dann wird der (schon in der Studie von Wolther 2006 aufgegriffene) Gedanke der Nationalrepräsentation, das oft thematisierte Block-Voting und die Frage der Identifikation gestellt, bevor der Blick nach Osteuropa und den Wettbewerb der Intervention gelenkt wird.

Mit 1990 wird ein Bruch konstatiert, der auch hier wiederum den Fokus auf die osteuropäischen Nationen lenkt und die Frage nach gemeinsamen Werten (positiv wie negativ, von Diversity bis Kommerz, von Europabegeisterung bis Euroskepsis) in den Vordergrund rückt. Abschließend werden die beiden der Publikation vorausgehenden Austragungen der Jahre 2015 und 2016, das Phänomen Conchita Wurst und die Krisen des aktuellen Europas bedacht.

Vuletic' grundlegende These besteht darin, dass der ESC nicht derart euphorisch als „catalyst for change“ (S. 13) zu betrachten ist und, so wäre zu ergänzen, die inter- und transkulturellen Verwerfungen gerade das Spannende darstellen. Interessant, wie er durchblicken lässt, dass die neuerdings übliche Kombination aus Juryvoting und dem seit zwanzig Jahren etablierten Televoting nicht unbedingt ein Vertrauen in die Demokratie darstellt. Im Detail wären einige der ansonsten aufgestellten The-

sen jedoch noch wissenschaftlich zu ergründen, etwa wenn Vuletic die mediale Zusammenarbeit Europas auf den Wiener Kongress 1815 zurückführt (S. 20). Warum er den Europop als Ausgangspunkt so stark fokussiert und die immerhin 20 Jahre andauernde Dominanz des Chansons zu einer Randerscheinung macht, weshalb er auf die Parallelen zu vorangehenden Gesangswettbewerben und bis in das Mittelalter reichende Traditionen nicht hinweist und auch die Rolle der Musik in der Versöhnung des Nachkriegs-Westeuropas nicht berücksichtigt (z. B. die Kulturpolitik Frankreichs in seiner Besatzungszone), bleibt unklar.

Was Vuletic zu einzelnen Staaten wie Jugoslawien und zur Tschechoslowakei sagt, ist äußerst erhellend. Überhaupt scheinen seine Stärke und das Wissen sich auf Osteuropa und die Phase der letzten 20 Jahre zu beziehen. Dass viele Aspekte im Vergleich zu bisherigen Studien hingegen eher kleingehalten und auch nicht wirklich erklärt werden, zeigt sich an den Ausführungen zur Rolle der Camp-Ästhetik und der Bedeutung der Gay-Community für die Fanbases ebenso wie an der Frage des Diaspora-Votings.

Die Behauptung, es würde nur wenige „Europeanist messages“ im Wettbewerb geben (S. 139), kann im Grunde so nicht stehen bleiben. Schön, dass Vuletic auch die Euroskepsis wahrnimmt, aber er übersieht dabei – Theorien der Interkulturalität nicht beachtend –, dass vieles, was er womöglich darunter einreicht, ein affirmierendes Europabekenntnis ex negativo ist und das Besingen gemeinsamer kultureller Werte (von Sokrates bis zur Institution Kino, von den Beatles bis zu Romeo & Julia) selbstaffirmativ das kulturelle Gedächtnis stärkt. Zum einen ist die Referenz auf ein kulturelles Gemeinsames ebenso ein Europabekenntnis wie das reine Benennen Europas. Die Aufzählung europäischer Orte, das Erinnern an gemeinsame kulturelle Errungenschaften, Stars und Ereignisse stellt das kollektive Gedächtnis her, ebenso wie die Selbstreferenz auf die Eigengeschichte des Wettbewerbs. Auch Musikrichtungen und literarische Traditionen, Themen und Inszenierungen spielen hier eine wesentliche Rolle. Und wenn man dem europäischen Publikum im Jahr 2018 zutraut, sich auch mit der Migrationskrise (Frankreichs Beitrag), den islamistischen Terroranschlägen (Italien) oder der Me-Too-Debatte (Israel) im Rahmen eines populärkulturellen Wettbewerbs auseinanderzusetzen, so dürfte einem nicht angst und bange um das Europa werden, das sich auf der Bühne des Eurovision Song Contest vereint. Eher schon gilt es zu fragen, ob dieses Europa in ein

selbstkritisches und ein autoritäres Europa zerfällt und dies der eigentliche Hemmschuh für die europäische Einigung ist.

Die vorliegende Monographie verdichtet das Wissen um den ESC und bietet eine gute Basis für weiterführende wissenschaftliche Antworten, die die Inszenierung und die Dramaturgie des Wettbewerbs ebenso berücksichtigen wie die Ästhetik und die musikalische bzw. poetische Tradition. Eine zeitgeschichtliche Lesart des ESC müsste z. B. auch nach der Alltagskultur, den Fernsehgewohnheiten und -einschaltquoten nationalspezifisch fragen und der zunehmenden Transkulturalität Rechnung tragen, für die gerade Europa und auch der ESC Pate stehen.

Christoph Mayer

Literatur

- Fricker, Karen / Gluhovic, Milija (Hg.) (2013): *Performing the 'New' Europe. Identities, Feelings, and Politics in the Eurovision Song Contest*. New York: Palgrave Macmillan.
- Wolther, Irving (2006): *Kampf der Kulturen. Der „Eurovision Song Contest“ als Mittel national-kultureller Repräsentation*. Würzburg: Königshausen & Neumann.

Siegfried Weischenberg Medienkrise und Medienkrieg

Brauchen wir überhaupt noch Journalismus?
Wiesbaden: Springer Fachmedien, 2018. – 286 S.
ISBN 978-3-658-17797-3

Siegfried Weischenbergs Buch taugt nicht zur „Mal-eben-schnell-lesen“-Lektüre. Es fordert Konzentration. Zwar hat vieles Wiedererkennungswert, aber die Mischung aus (seinen bekannten) theoretisch-empirischen Erkenntnissen und Ereignissen aus der Medien-Praxis ist eine gleichermaßen anregende und anstrengende Komposition. Sie fordert und verdient Innehalten, Nachdenken, Reflexion, aber kaum Widerspruch. Im Parforceritt galoppiert der Autor quer über die Felder der Journalismusentwicklung, die er im Titel auf die Buzzwords *Medienkrise* und *Medienkrieg* reduziert. Er startet bei der *Funktion des Journalismus*, diskutiert die Aspekte *Technologie und Ökonomie*, fokussiert im dritten Kapitel auf die *politische Kommunikation*, thematisiert *Medienethik und Medienkritik*, bevor er auf der Zielgeraden noch die *Qualitätsdebatte* mitnimmt und am Ende die Frage stellt: Was soll nun aus dem Journalismus werden? Ja, was?

Weischenberg stapelt tief, wenn er formuliert: „Ziel dieses Buches sind zwei Rekonstruk-

tionen. Sie betreffen zum einen die Ursache für die Medienkrise, die seit längerer Zeit nicht nur zentraler Gegenstand von Diskursen in Fachzirkeln ist, sondern auch zu einem wichtigen gesellschaftlichen Thema wurde. Und zum anderen ein Phänomen, das nicht erst auftauchte, seit es Donald Trump und sein Gerede von Fake News als öffentlich ernstzunehmendem Faktor gibt: Empörung über die Medien und ihre politische Ausrichtung, weil sie nicht die Ansichten der Mehrheit der Bevölkerung repräsentieren – und am Ende sogar Krieg gegen jene Institutionen, denen lange Zeit nur in Diktaturen wirkliche Gefahren drohten.“ (18)

Die „Krise des modernen Journalismus“ sei schon vor „mehr als drei Jahrzehnten erkennbar“ gewesen, aber ignoriert worden. Dieser und vielen anderen Feststellungen ist zuzustimmen: Die Bedingungen, die dem Journalismus (schon immer) von außen gesetzt werden, die er aber auch vor dem Internet nicht zu seinen Gunsten gestaltet hat, sind suboptimal. Die Pressefreiheit wird von Markt- und Machtmechanismen bedroht, die Selbstreferenz der Journalisten wird noch getoppt von der der Blogosphäre. Journalismus hat sein Informations- und Nachrichtenmonopol endgültig verloren. Die „Medienkritik der Bürger“ äußert sich als Wut. Die hat sich zum Krieg ausgeweitet und trägt mit aller Kraft zur Identitätskrise des Journalismus – und damit seiner Vertreter – bei. Ist dem Journalismus also noch zu helfen? Liegt in der Krise auch eine Chance?

Im Grunde ist das Risiko des Scheiterns mit Beginn der massenmedialen Journalismusproduktion angelegt: Massenmedien sind zugleich soziale Institution und Industrie. Programmiert sind damit Konflikte zwischen Erwartungen und Leistungen des Journalismus; das Spannungsverhältnis zwischen gesellschaftlichem Anspruch und Wirtschaftlichkeit bestimmte schon immer seine Existenz – aber heute droht es, ihn zu zerstören. Kommerzialisierung, Boulevardisierung, die Verletzung des guten Geschmacks, das Verschwimmen der Grenzen zwischen Fakten und Fiktionen haben das Potenzial von Sargnägeln.

Die Journalistik ist auch kein Rettungsring. Im Gegenteil: Die Journalismus-Forschung sei Teil der Probleme, weil sie ständig von „Entgrenzung“ rede und damit „ist in der Postmoderne der Sinn für die normativen Grundlagen des Journalismus verloren gegangen“ (62). Weischenberg plädiert für eindeutige Abgrenzung oder abgrenzende Eindeutigkeit: „Jedenfalls lässt sich Journalismus bis auf Weiteres von anderen Handlungszusammenhängen immer

noch hinreichend abgrenzen – bei Problemen an bestimmten Grenzstellen.“ (67)

Die Frage, ob wir überhaupt noch Journalismus brauchen, wird über das ganze Buch hinweg im Hintergrund gedreht und gewendet. Bisweilen droht die logische Schlussfolgerung in der Vielzahl der (durchaus unterhaltsam erzählten) Details unterzugehen. Einerseits ist es wohlthuend, dass Schlüsselbegriffe wie Qualität, Profession und Storytelling nicht lehrbuchartig abgearbeitet werden; andererseits wirken die Kapitel in sich sehr unstrukturiert. Im Kapitel II „Die Technologie und die Ökonomie“ (77–117) beispielsweise treibt Weischenberg erneut durch die Geburtsgeschichte des modernen Journalismus (u. a. entlang der Nachrichtenagentur Reuters), speist Begriffe wie Technisierung, Algorithmisierung, Computerisierung und andere ein, sinniert über das Verhältnis von Weblogs und professionellem Journalismus – ohne tatsächlich die Wirkung der technologischen und technischen Veränderungen tiefgreifend zu analysieren.

Leider entlädt sich im Schlusskapitel nicht fulminant eine eindeutige Antwort auf die zentrale Frage. Hätte Siegfried Weischenberg ein Patentrezept, müsste er wohl nicht von der Pension als emeritierter Professor leben und ganz uneigennützig versuchen, den Journalismus zu retten. Dass aber Weischenberg am Ende seine Kollegen Alexander Görke und Norbert Bolz zitiert, anstatt selbst zum krönenden Abschluss auszuholen, enttäuscht ein wenig (283). Wer Immanuel Kant bemüht, dem ist ein intellektuell pointierter bis provozierender Schlussakord zuzutrauen. Stattdessen noch einmal der stimmlose Abgesang: „Die Beantwortung der Frage nach den Chancen für einen ‚anderen‘ Journalismus ist und bleibt schwierig.“ (282)

Ein weiterer Wassertropfen muss in den Wein: Wer ist auf die Idee gekommen, kein übersichtliches Quellenverzeichnis anzulegen? Wer gerne weiß, woraus der Autor schöpft, der quält sich durch seitenlange Quellen- und Anmerkungsapparate. An zu vielen Stellen macht es der Autor zusätzlich spannend: Er zitiert Kollegen, verrät deren Namen im Text aber nicht (wie Giovanni di Lorenzo, den er auf Seite 1 als „bekannte(n) deutsche(n) Kollegen“ den journalistischen als den besten und spannendsten Beruf loben lässt). Es helfen nur der Blick auf die Nummer, der Sprung in den Apparat (am besten einen Reiter einkleben) – um das Ganze einige Zeilen später wiederholen zu müssen. Deshalb der Appell an Autoren und Verlage: Der Inhalt darf gerne komplex, die Usability hingegen muss einfach sein.

Beatrice Dernbach